



# Impressum

© Copyright Jürgen Schnurr

Umschlaggestaltung: Sophia Schnurr

Coverfoto: Matteo Colombo

Anschrift: Vürfels 29/31 51427 Bergisch Gladbach

Internet: [www.mit-dem-wind.com](http://www.mit-dem-wind.com)

Kontakt: [mit.dem.wind@hotmail.com](mailto:mit.dem.wind@hotmail.com)

ISBN-Nummer: 978-3-00-072304-9

Erste korrigierte Auflage Februar 2023

# **Mit dem Wind**

Abenteuer eines  
Kölner Handwerkernomaden

Jürgen Schnurr

*Zur Erinnerung an Tim Kruger  
Februar 1950 – Dezember 2003  
Okanagan First Nations*

## **Der Autor**

Jürgen (Jo Jo) Schnurr, geboren 1958 in Köln, gelernter Betonbauer, Zimmermann und Baumaschinenführer, hat seit frühester Jugend Hummeln im Hintern. Seine Faszination für Naturvölker, andere Länder und Kulturen, haben ihn auf eine abenteuerliche Reise durch Europa, Kanada, USA, Mexiko, Afrika, Australien und schließlich Thailand geführt.

## **Das Buch**

Der gelernte Bauhandwerker Jürgen Schnurr fasste eines Tages den Entschluss, das Leben eines Wandergesellen zu führen.

Schnurr, Jo-Jo genannt, lebte sechs Monate in Kenia auf einer Farm in der Nähe von Eldoret mit dem Stamm der Kikuyus, fünf Wochen mit Aborigines an der Westküste Australiens, fünf Jahre bei einem Indianerstamm in British Columbia (Kanada) und verbrachte drei Monate bei mexikanischen Haifischfängern in Mazatlan.

Seit über zwanzig Jahren lebt er nun mit seiner unterdessen gegründeten Familie in Thailand.

## Einleitung

Verschiedene Leute haben mich schon gefragt, warum ich über meine interessanten Erlebnisse nicht längst ein Buch geschrieben habe.

Im Endeffekt gaben schließlich meine Freunde und Nachbarn Mike und Tina aus Berlin, die jedes Jahr mehrere Monate in Thailand verbringen, wo ich jetzt lebe, den Ausschlag, dies tatsächlich zu tun.

Viele meiner Reisen liegen über vierzig Jahre zurück, Erinnerungen verblassen, Orte und Namen wollen mir häufig nicht mehr sofort einfallen. Das Meiste taucht jedoch erfreulicherweise stückchenweise und dann zusammenhängend wieder vor meinem geistigen Auge auf.

Einige Namen von Personen habe ich aus Respekt vor ihnen und den Angehörigen geändert. Alle Berichte entsprechen Tatsachen, die ich wirklich zu Zeiten erlebt habe, in denen vieles noch möglich war.

Heutzutage, in der leider überregulierten westlichen Welt, sterben Abenteuer aus. Die Echten sind sowieso lange vorbei. Die Zeiten der Kolonien, der großen Kriege oder das Erforschen und Besiedeln unbekannter Kontinente sind Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts leider zu Ende gegangen. Mir war es erfreulicherweise jedoch vergönnt, noch ein paar Überbleibsel aus dieser Epoche zu finden.

In den sechziger Jahren wuchs ich als älterer von zwei Jungen am Stadtrand von Köln auf. Mein Bruder Thomas ist drei Jahre jünger als ich.

Unsere Eltern waren Kriegskinder. Vater musste als Siebzehnjähriger noch an die Front, kämpfte in den Ardennen gegen die alliierten Streitkräfte, geriet in Kriegsgefangenschaft.

Er konnte jedoch entkommen und schaffte es zurück nach Köln, wo er für eine Weile abtauchte.

Unsere Mutter überlebte die endlosen Bombenangriffe der Amerikaner und Engländer in den Luftschutzbunkern und Kellern, wurde nach Ende des Krieges Trümmerfrau.

Fast alle Männer im Alter von 40 Jahren und aufwärts waren ehemalige Soldaten. Vielen von ihnen fehlten Gliedmaßen, die meisten tranken heftig.

In der Nähe meines Elternhauses lag die „Waldschänke“, die von einer Roma-Familie betrieben wurde. Dort gab es einen Ponyhof mit einem Dutzend Pferden, welche in alten Stallungen untergebracht waren. Darüber hinaus gehörte eine Kneipe mit zahlreichen Tischen und Bänken sowie ein Biergarten dazu. An der Schänke roch es immer angenehm nach Pferden, Holzfeuern und Bäumen. Die Gebäude, alle mindestens zweihundert Jahre alte Fachwerkbauten, direkt an den Wald angrenzend, waren für uns Kinder ein regelrechtes Paradies. Bereits als Siebenjähriger konnte ich auf einem Pferd ohne Sattel durch die Felder galoppieren.

Viele abenteuerliche Figuren trafen sich an jener Waldschänke, Typen von der Sorte, die heutzutage respektlos als Penner beschimpft werden.

Doch zu jener Zeit hatten diese Menschen allerhand zu erzählen. Sie hatten sich ihr Schicksal nicht selber ausgesucht, waren dort hineingeschlittert. Ein normales, behütetes Sozialleben mit Wohnung, Fernseher und endlosen Rechnungen war für sie nicht mehr möglich. Sie erzählten von Kriegen, der Seefahrt, ihren Leben auf verschiedenen Kontinenten, Abenteuern und Eindrücken, sowie über uneingeschränkte Freiheit.

Da war Henri, ein ehemaliger Fremdenlegionär, dem sie in Indochina durch den Hals geschossen hatten, und der seitdem mit seltsam verdrehtem Kopf herumlief. Er übernachtete

te immer, auch während kalter Winter, in den Ställen, legte sich dort zwischen die Pferde.

Oder „Lucky“, ein Veteran, der Stalingrad einschließlich langer Gefangenschaft in einem Bergwerk überlebt hatte. Danach fuhr er zur See, vagabundierte durch die Welt. Der Mann hatte Tausende von Falten in seinem von der Sonne dauerhaft gebräuntem Gesicht. Er trug stets Gummistiefel, liebte seine Zwei-Liter Flasche Lambrusco. Manchmal legten wir Kinder unser Taschengeld zusammen, um ihm eine Pulle zu kaufen. Die Investition dieser zwei Mark lohnte sich stets, denn das, was Lucky uns erzählte, wenn er den Wein intus hatte, ließ unsere Kinderohren glühen.

Ein anderer Charakter war der „Lange Will“, der Einbrecherkönig, der jedes Mal, wenn er wieder einmal aus dem Gefängnis entlassen worden war, in der Waldschänke unter schlüpfte. Er kaufte uns immer Zigaretten und Süßigkeiten, damit wir ihn bei der Polizei nicht verpiffen, wenn sie ihn suchen kamen. Der Kerl war über zwei Meter groß und konnte deshalb nicht mal so eben in der Bevölkerung untertauchen. Er war am ganzen Körper tätowiert, dünn wie eine Bohnenstange und auch ein hervorragender Geschichtenerzähler.

Es gab noch ein paar mehr von diesen Jungs, die daran schuld waren, dass ich in ihre Fußstapfen treten wollte. Der Gedanke an Abenteuer hat mich schon damals fasziniert, von da an mein Leben gestaltet.

Im Fernsehen lief damals eine schwarz/weiße Dokumentationsserie, die „Fahrt ins Abenteuer“ hieß. Sie handelte von einer Familie, die mit einem Kanu den Amazonas befuhr, dabei lebten sie mit den unterschiedlichsten Indianerstämmen zusammen. Dieses Unbekannte gefiel mir. Den Amazonas habe ich zwar nie gesehen, aber dafür andere Länder, die wohl die gleiche Faszination auf mich ausgeübt haben.

Jürgen Schnurr, Weihnachten 2020

## Am Anfang war das Feuer

Im wahrsten Sinne des Wortes bin ich aufgrund einer Schnapsidee und aus eigener Schuld in diese Situation geraten...

Na ja ... das Schlimmste ist überstanden, ein neues Kapitel des Lebens fängt nun an.

Heute Morgen gegen 4.00 Uhr hat mich ein Fischerboot in der Nähe von Los Nietos in Südspanien an Land gelassen. Hals über Kopf musste ich aus Korsika verschwinden, wo das Boot wegen eines Motorschadens einige Tage vor Anker gelegen hatte. Hätten mich die Fischer nicht an Bord genommen und ohne Bezahlung hinüber nach Spanien gebracht, hätte diese dumme Sache auf Korsika für mich äußerst unangenehm werden können.

Jetzt will ich so schnell wie möglich zurück nach Deutschland, was jedoch ohne Gepäck, Reisepass und ausreichende Geldmittel nicht so einfach sein wird. All dies hatte ich bei meiner Flucht von der französischen Insel zurücklassen müssen.

Ich muss sehr vorsichtig sein, weil ich nur einen in Plastik wasserdicht verpackten Personalausweis habe. Das Ding trage ich schon lange so bei mir, immer gut versteckt, in einer in die Innenseite meiner Hose eingenähten Tasche.

Auch zukünftig sollte sich diese Masche als äußerst brauchbar erweisen. Wichtige Papiere, Reiseschecks, Ausweise und Bargeld sind auf diese Art und Weise absolut sicher. Ein Dieb müsste davon schon wissen, versuchen, mich zu überwältigen und mir dann die Hose ausziehen. Man sollte dieses Versteck natürlich niemanden auf die Nase binden. Es darf von außen auch nicht zu sehen sein. Der beste Platz für diese Art von Geheimfach ist also genau auf der Innenseite der Gesäßta-

sche, damit man auch die Fäden nicht sehen kann. Es hilft außerdem in unsicheren Gegenden, ein Portemonnaie an der Außenseite zu tragen, in welchem abgelaufene Kreditkarten, alte Ausweise und ein geringer Geldbetrag in kleinen Scheinen stecken.

Ich mache Bilanz, um zu sehen, wie ich es anstellen kann, zurück nach Deutschland zu kommen, denn ich bin nur im Besitz von ungefähr 120 französischen Francs in bar. Außer den Klamotten am Leib besitze ich nur einen wäschesackgroßen Leinenbeutel. Darin befinden sich ein Nassrasierer, Klingle, eine Zahnbürste, Zahnpasta, ein Stück Seife, ein kleines zerfleddertes Handtuch, eine Rolle Angelschnur, einige Haken, ein kleines Taschenmesser und ein „Zippo“ Feuerzeug. Das Ding ist unwahrscheinlich praktisch, brennt auch, wenn es windig ist. Man kann es mit ein paar Tropfen Benzin aus einem leeren Schlauch von der Tankstelle auffüllen, qualmt zwar heftig, erfüllt aber seinen Zweck.

Ich muss nun zusehen, dass ich irgendwo- und wie die Francs in Spanische Peseten umtausche, auf jeden Fall einen Teil davon.

Mit Hilfe von internationalem Kauderwelsch gelingt es mir tatsächlich am späten Vormittag bei einem LKW-Fahrer, 50 Francs in spanische Währung zu wechseln.

Nun wieder liquid, kaufe ich mir ein großes Badetuch, das sich auch als Schlafdecke eignet, und eine zwei Liter Flasche Coca-Cola aus Plastik. Wenn die ausgetrunken ist, fungiert sie als Nachfüllflasche für Trinkwasser. Eine Plastikfolie, ca. 2 x 3 Meter, ein Satz Unterwäsche, zwei Päckchen spanischen, sehr starken Tabak nebst Blättchen, einen Laib Brot, vier Dosen Thunfisch und eine Tüte Waschpulver erstehe ich ebenfalls noch.

Man muss immer vernünftig aussehen, kurze Haare sowieso, täglich rasieren und Zähneputzen. Bei jeder Gelegen-

heit die Klamotten waschen, ist ein Muss. Wenn man wie ein Vagabund auf die Einheimischen wirkt, wird man natürlich auch dementsprechend behandelt. So aber gehe ich als normaler Reisender durch, zwar mit leichtem Gepäck, aber die Leute denken, dass ich nur einen kleinen Ausflug mache. Es ist wichtig, niemals unangenehm aufzufallen ... immer lächeln, die Leute freundlich grüßen.

So, der Fuffziger ist weitgehend weg. Von dem übriggebliebenen Kleingeld besorge ich mir noch eine kleine Landkarte, wo Spanien, Frankreich und die Schweiz drauf sind.

Schließlich gehe ich Richtung Norden los, versuche an der Küste zu bleiben, so nahe am Meer wie möglich. An einer Art Parkbucht steht ein hellblauer VW-Bus mit deutschen Nummernschildern. Die Kiste ist verbeult und verstaubt. Auf einer kleinen Mauer in der Nähe sitzen drei offensichtlich zugehörnte Hippies, welche ich anspreche. Nette Burschen, sie erzählen mir, dass sie gerade einen Marokko-Trip hinter sich hätten. Sie wollen jetzt nach Frankreich hoch, um an der Westküste entlang nach Paris und später Richtung Wiesbaden, wo sie herkommen, zu fahren. Ich frage, ob sie mich bis Valencia mitnehmen können.

Klar, warum nicht, eine kurze Strecke wäre in Ordnung, nur längere Strecken in dem mit allerlei Plunder vollgestopften Bus sind nicht möglich. Ist mir auch ganz Recht, da die Typen wahrscheinlich öfters, vor allem an den Grenzen, angehalten und ordentlich gefilzt werden ... solche Situationen will ich möglichst vermeiden.

Rollo, Mick und Theo mit seinem roten Afrolook sind Studenten und versuchen, aus ihren Semesterferien das Beste zu machen.

Kurz hinter Valencia biegen sie ab, um nach Zaragoza und dann über die Grenze nach Bordeaux, Frankreich, zu ge-

langen. Ich bedanke mich bei ihnen und wünsche ihnen viel Glück.

Einen halben Tag brauche ich, um auf die Straße nach Castello zu gelangen, die von dort aus weiter nach Barcelona führt.

Und weiter auf Schusters Rappen. Durch meine Militärausbildung bin ich das Marschieren gewohnt. Links, zwo, drei, vier ... links, zwo, drei, vier ... dreißig oder vierzig Kilometer schaffe ich auf diese Art und Weise täglich ohne Probleme, nirgends anhalten, immer weiter über die Küstenstraße.

Zerklüftete Felsen, spärlicher Baumbewuchs. Das Donnern der tosenden Brandung ist das allgegenwärtige Hintergrundgeräusch auf dieser Strecke. Rechts das in einem herrlichen Blauton schimmernde Mittelmeer. Möwengeschrei. Die stets anhaltende erfrischende Brise hält mein Hemd trocken.

Weißgetünchte Steinhäuser mit roten Dachziegeln, ab und zu ein Eselskarren. Die Leute in dieser Region, vor allem die Älteren, sind alle dunkelbraun gebrannt, die Sonne und die salzige Luft haben ihre Haut regelrecht gegerbt, ihr Haar weiß gebleicht. Falten wie Landkarten prägen ihre Gesichter. Zurückhaltend, aber nicht unfreundlich, begeben sie mir.

Abends blicke ich mich immer vorsichtig um, ob mich niemand beobachtet und verschwinde zwischen den Felsen, um mir einen Schlafplatz zu suchen.

Am nächsten Morgen esse ich den Rest meines Brots und die letzte Dose Thunfisch, lasse die paar übrig gebliebenen Schlucke Cola die Kehle hinab rinnen. In einem Dorf fülle ich später die Flasche an einem Brunnen wieder mit Trinkwasser auf.

Ich habe Glück. Eine freundliche spanische Familie hält neben mir an, als ich die Landstraße entlangwandere. Im Grunde hatte ich mittlerweile aufgegeben, als Anhalter voran

zu kommen, denn das ist sehr schwer in Spanien im Gegensatz zu Nordeuropa, wo dauernd jemand anhält.

Doch der Vater der Familie, die für mich gebremst hat, spricht sogar etwas Deutsch, er hat in Frankfurt auf dem Bau gearbeitet. Man bietet mir an, mich ein Stück mitzunehmen. Die Kinder sind zuerst schüchtern, tauen dann aber ganz schnell auf und wollen mit mir balgen. In Castello setzen mich die Leute ab, daraufhin bin ich wieder zu Fuß auf der Straße in Richtung Barcelona unterwegs.

Ich entdecke, versteckt, ein Stück abseits der Straße, einen großen Teich. Er wird von einem von den Bergen kommenden Rinnsal mit frischem Wasser gespeist.

Ich beschließe, dort zu campieren. Dieser Entschluss wird noch in dem Moment gefestigt, als ich ein paar große Karpfen im Wasser entdecke. Keine Menschenseele ist weit und breit auszumachen, vor neugierigen Blicken bin ich rundherum von Felsen geschützt. Ich entdecke keine Anzeichen, dass hier jemand in der letzten Zeit war.

Perfekt ... Siesta-Zeit.

Mit der Angelschnur und einem der Haken, fange ich einen sicher drei Kilo schweren Fisch. Als Köder habe ich eine Heuschrecke gefangen und lasse sie, vorsichtig auf den Haken aufgespießt, auf der Oberfläche des Teichs treiben. Es dauert keine fünf Minuten, und der Fisch hat angebissen ... das Abendessen ist gesichert.

Ich baue mir ein Lager, entfache ein rauchloses Feuer und warte, bis es runtergebrannt ist. Auf die Glut lege ich den ausgenommenen Karpfen und gebe mich eine knappe Stunde später einer regelrechten Fressorgie hin.

Die Nacht verbringe ich an dem See. Es ist immer wieder herrlich, sich mit dem Sternenhimmel zuzudecken. Wer besitzt schon einen solchen Luxus?

Am Abfluss des Gewässers habe ich meine Klamotten gewaschen. Die Dreckbrühe läuft in der Nähe unter der Straße hindurch ins Meer und verflüchtigt sich dort. Somit muss ich mir keine Gedanken darüber machen, den See verschmutzt zu haben. Ein paar Stunden muss ich jedoch warten, damit alles trocknet. Schließlich ziehe ich mich wieder an und breche auf, um endlich weiter zu kommen.

Links, zwei, drei, vier ... laufen, laufen, laufen. Frisch gestärkt und voller Optimismus strecke ich die ganze Zeit während des Marschierens den linken Arm aus, den Daumen hoch. Mit so viel Glück hatte ich gar nicht gerechnet ... ich bekomme einen Lift bis Barcelona. Der Fahrer, der mit seinem Lieferwagen Geräte an ein Unternehmen im Industriegebiet liefern muss, ist ein redseliger kleiner Mann unbestimmten Alters. Leider spricht er nur Spanisch, aber mit Händen und Füßen sowie mit in den Staub auf dem Armaturenbrett gezeichneten Bildern verstehen wir uns prächtig.

Nach Barcelona zu kommen hat knapp eine Woche gedauert und die 50 Franc sind dabei draufgegangen. Jetzt stecke ich dort in einem Industriegebiet fest. Überall nur Lagerhäuser. Große Areale sind vollgestopft mit diversen Maschinen, Containern und Fahrzeugen. Gabelstapler und Krane be- und entladen Lastwagen und Wagons.

Ich folge dem Schienenstrang in der Richtung, wo ich vermute, dass dort der Hauptbahnhof von Barcelona liegt. Ein Arbeiter, den ich frage, bestätigt meine Annahme. Trotzdem dauert es ein paar Stunden, bis ich am frühen Abend dort ankomme. Ohne Reisepass kann ich kein Geld wechseln. Ich bitte einen Reisenden, der mit einem von Aufklebern übersäten Koffer in einer Wechselstube steht, dies für mich zu tun. Es ist ein Engländer, er wechselt für mich einen 20 Franc-Schein mit